

Weltkriegs, sondern deren Rezeption in der Schweiz. Im ersten Kapitel beschreibt er ausführlich den streng entlang sprachlicher und ideologischer Linien aufgeteilten Pressemarkt der Schweiz und die nicht eindeutige Haltung der Schweizer gegenüber dem Krieg. Die nächsten fünf Kapitel stellen verschiedene Aspekte der „Polen-Frage“ im Spiegel der schweizerischen Berichterstattung dar, wie die Entwicklung der Kriegsergebnisse an der Ostfront, die Deklarationen der Kriegsparteien bezüglich Polens (z. B. die Erklärung des Großfürsten Nikolaj Nikolaevič Romanov vom 15. August 1914 sowie die Proklamation Kaiser Wilhelms II. und Franz Josephs I. vom 5. November 1916), die Besatzungspolitik der Zentralmächte in Russisch-Polen seit Mitte des Jahres 1915 und den polnischen politischen Diskurs über die besten Strategien, die Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Die Darstellung endet mit den Ereignissen von 1918: dem für die Polen ungünstigen Frieden von Brest-Litovsk, der Wiedererrichtung der staatlichen Strukturen Polens und den Pogromen. Das Buch ist mit einem Personenregister und zahlreichen fotografischen Abbildungen versehen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Berichterstattung der schweizerischen Presse über die polnischen Bestrebungen, den eigenen Staat wieder aufzubauen, im Grunde genommen das Spiegelbild französischer und deutscher Propaganda war. Diese Feststellung verwundert nicht, weil dieses Thema für den überwiegenden Teil der schweizerischen Gesellschaft schlicht nicht existierte. Die schweizerische Presse hatte keine eigenen Berichtersteller in den polnischen Gebieten. Generell betrachteten die Schweizer die Wiedergeburt Polens als eine positive Folge des Konflikts. Während des Krieges sympathisierte der größte Teil der schweizerischen öffentlichen Meinung mit den freiheitlichen Bestrebungen der Polen und deren Opferbereitschaft. Mitleid weckte auch die katastrophale humanitäre Krise in den polnischen Gebieten, was sich in karitativer Hilfe für die dortige Zivilbevölkerung niederschlug. Entsprechende Bekenntnisse erfolgten auf allen Seiten der innerschweizerischen Debatte.

Resümierend kann gesagt werden, dass B.s Buch unsere Kenntnisse über die internationale Rezeption der polnischen Bestrebungen nach Wiedererlangung der staatlichen Souveränität um interessante Informationen ergänzt. Zusätzlich beleuchtet es auch ein wichtiges Kapitel in der sozialen und politischen Geschichte der Schweiz sowie auch die Einwirkung der Kriegspropaganda auf die öffentliche Meinung eines neutralen Staates.

Warszawa

Piotr Szlanta

**Maciej Górny: Vaterlandszeichner.** Geografen und Grenzen im Zwischeneuropa. (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 39.) fibre Verlag. Osnabrück 2019. 304 S., graph. Darst. ISBN 978-3-944870-68-7. (€ 48,-)

Die enge Verbindung von Geografie und Geschichtsschreibung ist in der Nachkriegshistoriografie doch sehr aus dem Blickfeld der Forschung geraten und oft summarisch unter dem Verdikt der „Geopolitik“ ins Abseits gestellt worden. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, dass in den letzten Jahren von deutscher und polnischer Seite Arbeiten unter vergleichender Perspektive vorgelegt wurden, die sich der Rolle der Geografie im Prozess einer neuen Gegenstandsbestimmung genauso zuwandten wie dem Verhältnis von Geografie und Politik bzw. einzelner Geografen im Prozess der politisch-geografischen Neuordnung Europas nach dem Ersten Weltkrieg. Auf polnischer Seite entwickelte hierzu der Warschauer Historiker Maciej Górny mit einigen Arbeiten ein klares Forschungsprofil. Nunmehr hat er eine Monografie<sup>1</sup> vorgelegt, die unter dem fantasievollen Titel „Vaterlandszeichner“ den Geografen als politische Figur zur wissenschaftlichen Legitimierung der territorialen Vorstellungen des modernen Nationalstaates in den Mittelpunkt stellt, der in ei-

<sup>1</sup> Die polnische Version erschien 2017 in Warschau unter dem Titel *Kreslarze ojczyzn. Geografowie i granice międzywojennej Europy*.

nem als wichtig und entscheidend empfundenen Zeitraum am dichtesten an der Schnittstelle von Wissenschaft und Politik positioniert ist.

Der Autor bezeichnet seine Darstellungsform als „erzählte Geschichte“, die man „als eine zentrale europäische Erzählung über das politische Engagement des Geografen lesen“ solle (S. 9). Geografen sind für den Autor „Spezialisten für die schwierige Kunst der Grenzziehung“, wobei er durchaus „Vertreter benachbarter Disziplinen: Statistiker, Soziologen, Ethnografen oder auch Anthropologen“ hinzuzählt. G. erstellt ein Gruppenbild dieser Geografen mit vielen Gemeinsamkeiten bis hin zu charakterlichen Eigenschaften (starke Persönlichkeit, Energie, Initiativekraft, Disziplin), was ihn dazu veranlasst, eine „Art kollektiver Biografie zu entwerfen“ und im Buch „die wichtigsten Etappen solch eines kumulierten Lebenslaufen“ (S. 11) nachzuzeichnen.

Diesem konzeptionellen Ansatz folgt die Gliederung konsequent, indem im Kapitel I die „Lehrjahre“ beschrieben werden und hier wie auch in den folgenden Abschnitten immer von einem Gruppenverhalten ausgegangen wird. Im Fokus stehen etwa 20 Wissenschaftler vornehmlich aus dem ostmitteleuropäischen Raum. Natürlich muss man an dieser Stelle fragen, und das ist ein generelles Problem von „kollektiven Biografien“, ob denn nicht – gerade wenn es um so einen relativ konkreten Gegenstand geht wie die Darstellung und Beschreibung von Grenze und Territorium – eine Auffassung von Gruppenverhalten die individuellen Zugänge vernachlässigt und damit den Blick auf konkrete Motivationen verstellt, die für sich genommen doch äußerst aufschlussreich für die Beschreibung des Wissenschaftlers wären: Genau darum geht es ja beim „Vaterlandszeichner“. Nun ist es zwar nicht so, dass der Autor nicht einzelne Personen in ihrer Individualität herausarbeiten würde, aber es wird durch diese Akzentuierung doch eine innere Widersprüchlichkeit in die Gesamtgestaltung des Buches eingebracht.

Der Spannungsbogen des Buches zieht sich von der Entwicklung aus einer gemeinsamen Prägung durch die Schule einer neuen Geografie eines Albrecht Penck oder Friedrich Ratzel hin zu einer zunehmenden Konfrontation unter den Bedingungen nationaler Imperative territorialer Gestaltung und Grenzziehung, die in einen „Kalten Krieg“ (S. 7) der Geografen gemündet sei. Entscheidende Stationen der Erzählung werden markiert durch die Hauptkapitel II–IV, in denen es um die Formierung des staatsterritorialen Gedankens im Ersten Weltkrieg geht, der einen geradezu sprunghaften Bedeutungszuwachs der Wissenschaften, besonders der Geografie, mit sich brachte und in der Auseinandersetzung um das Territorium eine Positionierung der Wissenschaftler einforderte. Wie unterschiedlich in den einzelnen Ländern, vor allem Ostmitteleuropas, die Einflussnahme der Politik ausgebildet war und die Intensität der Kommunikation sich gestaltete, wird im Kapitel III deutlich und beispielhaft anhand der Friedensverhandlungen in Rom und Paris nachgezeichnet, was einen tiefen Einblick in das Mächte- und Kräftespiel bei der staatsterritorialen Gestaltung Nachkriegseuropas liefert. Dieser Prozess führt den Autor im Kapitel IV „Grenzziehung: Boden“ zu der These „Karten bilden die Realität nicht objektiv ab“ (S. 131), die er vor allem aus einer endgültige Politisierung der Geografen, der Unterwerfung unter das Mächtenspiel und der damit verbundenen Abwertung der Wissenschaften ableitet (hier besonders der Abschnitt „Fantasie und Spekulation“ S. 157 ff.). Aus dieser Erkenntnis heraus zieht der Autor den bemerkenswerten Schluss einer Paradoxie, dass nämlich gerade die politischen Motive die Geografen oft dazu brachten, „neue methodische Lösungen zu suchen. [...] Die Kraft, die diesen kollektiven Denkprozess in Gang setzte, war der Nationalismus“ (S. 190).

Mit der praktischen Umsetzung der neuen Methoden in der Wissenschaft beschäftigt sich Kapitel V. Darin zeichnet der Vf. ein vielschichtiges Bild von dem Prozess, Staatsterritorium im ostmitteleuropäischen Raum durch die Verbindung von Ethnizität, Klima, Geografie, Kultur und Vegetation zu erklären, und stellt die jeweiligen beispielhaften Thesen der Protagonisten verschiedener Länder in den Mittelpunkt. Auf wenigen Seiten widmet er der „Geopolitik“ einen eigenen Unterabschnitt, der allerdings in dieser Form sehr

isoliert wirkt und dessen argumentativer Zusammenhang mit dem Gesamtkonzept sich dem Leser nur schwer erschließt.

Im Abschlusskapitel VI schließt G. den Kreis der „kollektiven Biografie“, indem er den Werdegang, aber vor allem die Kommunikation der Geografen Ostmitteleuropas in der Zwischenkriegszeit und ihre endgültige Entfremdung von den deutschen Einflüssen beschreibt. In „Abschiede“ erfährt der Leser, dass sich die Schicksale der Wissenschaftler allzu oft in den Wirren von Krieg und Besetzung erfüllten. Am Schluss formuliert der Vf. im Unterkapitel „Dienst“, gleichsam als eine Art Zusammenfassung, die „Idee des Dienstes für das Vaterland“ (S. 265) als Quintessenz des Ethos dieser Generation von Geografen, der sie in ihrer Befähigung und ihren Leistungen ausweist.

„Vaterlandszeichner“ ist ein durchweg gut lesbares Buch, das wissenschaftlichen und publizistischen Ansprüchen voll gerecht wird. Es zeichnet ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Geografie in einem für das Fach entscheidenden Zeitraum und vermittelt gleichzeitig tiefe Einblicke in das Zustandekommen der territorialen Konfiguration der sogenannten „Nachfolgestaaten“ nach dem Ersten Weltkrieg. Der Vf. lädt mit seiner Studie zum Begreifen einer Epoche ein, in der Wissenschaft und Politik ein ganz besonderes Verhältnis eingegangen sind.

G. belegt die Positionen der Wissenschaftler mit ausführlichen wörtlichen Zitaten; sein Werk bietet reichlich Kartenmaterial und ist mit einem Personen- und geografischen Register versehen.

Rostock – Toruń

Ralph Schattkowsky

**Silvia Bolliger: Im Zeichen der Nationalisierung.** Die Haltung der Universität Zürich gegenüber ausländischen Studierenden in der Zwischenkriegszeit. (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft, NF, Bd. 11.) Böhlau-Verlag. Köln u. a. 2019. 375 S., Ill. ISBN 978-3-412-51498-3. (€ 60,-)

In ihrer Zürcher Dissertation von 2017 geht Silvia Bolliger der Frage nach, wie sich zwischen den beiden Weltkriegen die Lage für die jüdischen ausländischen Studierenden an der Universität Zürich entwickelte. Im Mittelpunkt stehen die drei größten Gruppen, die aus Deutschland, Polen und den USA nach Zürich kamen. Die Vf. hat dazu die Unterlagen unterschiedlicher beteiligter Stellen ausgewertet, von den Kultus- und Universitätsbehörden bis hin zum Organ der Studentenschaft *Zürcher Student*.

Die Haltung gegenüber ausländischen Studierenden war abhängig von der Schweizer Ausländerpolitik und von Bestrebungen, den heimischen Arbeitsmarkt abzuschotten. Hatte der Ausländeranteil 1914 noch 47 Prozent und fünf Jahre danach 21 Prozent betragen, so war er wiederum zwei Jahrzehnte später auf 9 Prozent gesunken. Der jüdische Anteil daran war erheblich, gerade von 1933 an.

Die Beliebtheit des Studienorts bei Osteuropäern und die traditionell engen Beziehungen zu Studierenden aus Russland setzten sich nach 1918 unter jenen fort, die aus Polen an die Zürcher Universität strebten. Sie waren überaus mobil und hatten gewöhnlich bereits an mindestens einer anderen Universität studiert: in Lemberg oder Warschau, aber auch an einer Hochschule in Deutschland, Österreich oder andernorts in der Schweiz. Auch unter den Promovierten waren jüdische Osteuropäer stark vertreten. Einer von ihnen war der Jurist und Journalist Benjamin Sagalowitz (1901–1970), der von 1938 an für den Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund dessen Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit und Pressewesen leitete und Nachrichten über die zunehmende Entrechtung und Ermordung der Juden im nationalsozialistischen Machtbereich sammelte.

In den 1930er Jahren waren die Ostjuden einer „buchstäbliche(n) Vertreibung“ (S. 81) von den Universitäten in Prag und Wien ausgesetzt. Im Frühjahr 1938 kamen von dort die meisten derjenigen, die als Studierende aus Polen immatrikuliert wurden. Jene, die zunächst in ihr Heimatland zurückgegangen waren, standen bei ihren Anstrengungen, ihr